

# ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Oktober 2012



Samuel Willenberg und Prof. Andreas Nachama - Fotos: Topographie des Terrors

## Überleben und bezeugen

Von Klaus Riemer, Zeitzeuge

*Die Ständige Konferenz der Leiter der NS-Gedenkorte im Berliner Raum hatte im Juli 2012 zum Zeitzeugengespräch eingeladen.*

Wer dieser Einladung in die *Topographie des Terrors* folgte, wurde 70 Jahre nach dem Beginn des Massenmords in Treblinka mit den Erlebnissen des Zeitzeugen Samuel Willenberg konfrontiert, der im Gespräch mit Dr. Norbert Kampe, dem Direktor der Gedenk- und Bildungsstätte *Haus der Wannsee-Konferenz*, auf entscheidende Wendepunkte seines Lebens zurückblickte..

1923 wurde Samuel Willenberg im polnischen Tschenschostochau geboren. Seine Familie zog kurz vor dem Beginn des Zweiten Weltkriegs nach Opatów. Hier konnten seine Eltern zwar untertauchen; aber seine Schwestern wurden in ihrem Versteck entdeckt und deportiert. Er selbst wurde im Oktober 1942 im Ghetto Opatów verhaftet und in das Vernichtungslager Treblinka verschleppt.

Treblinka - seit 22. Juli 1942 „in Betrieb“ - gehörte wie Belzec und Sobibor zu den Vernichtungslagern der »Aktion Reinhardt«. Zwischen März 1942 und Oktober 1943 wurden hier etwa 1,75 Millionen Juden sowie Tausende Roma ermordet.

Gleich nach der Ankunft im Lager wurden fast alle Deportierten vergast. Willenberg gehörte zu den wenigen jüdischen Häftlingen, die als

Zwangsarbeiter überlebten. Bei einem Lageraufstand am 2. August 1943 gelang ihm und weiteren 400 Häftlingen die Flucht. Bis Kriegsende kämpfte er in der polnischen Untergrundarmee in Warschau gegen die deutsche Besatzung.

Seit 1948 ist er verheiratet. 1950 wanderte er mit seiner Frau Ada nach Israel aus. Nach seiner Pensionierung studierte er Malerei, Bildhauerei und Kunstgeschichte.

Prof. Dr. Andreas Nachama, Geschäftsführender Direktor der *Stiftung Topographie des Terrors*, Publizist und Rabbiner, begrüßte die Gäste und benutzte den Anlass zu einem Exkurs über Zeitzeugen. Hier folgen Auszüge aus seiner Rede:

... „Was unterscheidet einen Zeitzeugen und einen Historiker? - Der Historiker hat den Blick aus der Vogelperspektive. Er sieht von oben herab auf das Ganze, z.B. die Geschichte einer Stadt oder eines Landes. Bestenfalls betrachtet er Details aus diesem Ganzen unter einem Mikroskop, aber auch diese Details ordnet er immer ein in das Ganze, das er durch sein wissenschaftliches Studium meint zu kennen.“

## Inhalt

Überleben und bezeugen	1
Boxsportler und Journalist als Zeitzeugen	2
Besuch aus USA und Kanada	4
Wir waren Freunde mit dem gleichen Ziel	4
Ein Lebensschicksal als Mahnung	6
Zwei Vorstellungen...	7
„Glaube und Schönheit“ - Erinnerungsarbeit	9
Senioren, Schüler und das liebe Geld	10
In eigener Sache	11
Gratulationen	11
Zeitzeugen gesucht	11
Veranstaltungen der ZeitZeugenBörse	12
Impressum	12

Der Zeitzeuge hingegen hat immer Bodenhaftung: er hat den Blick eines Frosches, er sieht das, was er erlebt, ganz genau vor sich liegen, die allgemeinen Geschehnisse seiner Zeit hingegen eher als Hintergrund.

Ein Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts war Joseph Wulf. Sein Wahlspruch war: „Du sollst es dem Vergessen entreißen!“ So forderte er 20 Jahre vor Einrichtung der Wannsee-Villa als Lernort, eben hier eine Dokumentation des NS-Terrors. Wulf war ein Schriftsteller, zunächst jiddischer Sprache, der eine traditionelle jüdische Kindheit genossen, also den Talmud mit der Muttermilch in seinem Geist eingesogen hatte. Diese Methode, authentische Texte quasi unkommentiert zu lernen, ihm allenfalls Zuspitzung durch Auslassungen und Überschriften durch Textzitate zu geben, wandte er auf seine Quellensammlung über das „Dritte Reich“ an. Schnell kamen die Hochschulhistoriker auf die ihnen unerwünschte, ja lästige Konkurrenz, abfällig zu sprechen, indem sie bei ihm die historisch-kritische Methode und die quelleditorische Neutralität vermissten. Wulf stand dazu, indem er Walther Benjamin zitierend sagte: „Geschichte ist immer Konstruktion aus der Jetztzeit.“ Und so habe ich ihn auch kennen gelernt... Wulf vertrat die Auffassung, nach Auschwitz müsste Geschichtswissenschaft dafür sorgen, den Ermordeten dadurch ein Denkmal zu setzen, dass man die diabolischen Strukturen, die Auschwitz möglich gemacht hatten, aus der unübersehbaren Masse von schriftlichen Hinterlassenschaften des „Dritten Reiches“ herausbricht und plakativ sichtbar macht, damit zukünftigen Generationen das erspart bleibt, was ihm und seiner Generation angetan wurde. Er war in diesem Gespräch sehr sicher, dass Geschichte nicht Heraldik und nicht Numismatik und nicht Urkundenkunde sein könnte und einzig und allein der Frage nachzugehen hat, wie man eine Gesellschaft so organisiert, dass Auschwitz nicht wieder möglich wird. Und er war angesichts der Weltkrisen der späten sechziger und frühen siebziger Jahre, angesichts von Vietnamkrieg und Ost-West-Konflikt sehr besorgt, dass es wieder Legitimationssgründe geben könnte, die einem Staat oder einem Bündnis zu jenem diabolischen Tun bringen könnte, wo unschuldige Kinder, Frauen und Greise für den scheinbar guten Zweck der Sache auf dem Altar der scheinbaren Notwendigkeit geopfert werden. Jakob Taubes, der Hermeneutiker, blickte auf einen, von Wulf aufge-

schlagenen Quellenband des Dritten Reiches und fragte Wulf, wie denn diese Textstelle zu verstehen sei. Wulf zuckte mit den Achseln und sagte zu Taubes: „Lesen sie es laut!“ Es hieß unter der Überschrift Die vornehmste Aufgabe der Presse: >Mit dem Sieg der nationalen Revolution wird auch der Sieg der rassehygienischen Bewegung kommen. Es ist nicht mehr daran zu zweifeln, dass wir bald ein Sterilisationsgesetz haben werden und dass der größere Teil der Forderungen der positiven Nationaleugenik erfüllt wird. [ ... ] An der entsprechenden Aufklärungsarbeit mitzuwirken wird in Zukunft eine der vornehmsten Aufgaben der Presse sein.< Taubes las den Text vor und erschrak. Sie blickten beide einander an, und ich hatte verstanden, was Geschichte ist. Nicht mehr und nicht weniger, als sich der Opfer zu erinnern. Das hebräische Wort: SACHOR hing in Wulfs Arbeitszimmer und heißt: „Dem Vergessen entreißen!“ Das ist das, was Zeitzeugen tun. Sie berichten von dem, was sie erlebt haben und sagen es laut. Das gilt für alle Zeitzeugen - gleich welchen Terrors im 20. Jahrhundert. Hören wir ihnen zu.“

An der Veranstaltung hatten 4 Zeitzeugen teilgenommen: Eva Geffers, Hans-Joachim Grimm, Klaus Peschke und Klaus Riemer. Von Frau Geffers angesprochen, übergab Prof. Nachama ihr spontan sein Manuskript.

## **Boxsportler und Journalist als Zeitzeugen**

Von Dagmar Klug-Krögler, Haus Birkholz

### **Der Boxsportler Werner Eckert**

In Zusammenarbeit mit dem Verein „Zeitzeugenbörse e.V.“ laden wir jeden 1. Montag im Monat ab 17.00 Uhr ins „Haus Birkholz“-Café ein. Die Veranstaltung ist sowohl für interessierte Bewohner als auch für Angehörige und andere Interessierte gedacht. Schon die zweite Veranstaltung Anfang Juni sprengte fast ein bisschen den Raum. Viele Interessenten hatten den Weg in die Einrichtung gefunden, unter ihnen bereits im Mai Werner Eckert. Er berichtet mit viel Engagement und Witz aus seiner Jugendzeit als Boxer in Berlin-Steglitz. Unter sehr einfachen Bedingungen hat man damals trainiert und kleine Schaukämpfe ausgetragen. Eine Wäscheleine um vier Bäume geschlungen und fertig war der Boxring. Richtige Amateurkämpfe waren ja nach dem Krieg verboten. Sie galten als „militärische Handlung“. 1946 konnte er von einem Rotarmisten ein Paar Fäustlinge ergattern. Damit galt Eckert

schon als kleine Attraktion. Geboxt wurde um Cola und Kaugummi oder auch Zigaretten. Er erinnerte sich noch an den geflügelten Spruch „Eine Schachtel Chesterfield machte deine Schwester wild!“ Auch die Trainingsmöglichkeiten waren relativ einfach. Im Souterrain der Villa „Manfred von Ardenne“ konnte man Räume nutzen. Wäscheleinen dienten den Sportlern als Sprungseile. Mit den Medizinbällen, die den Krieg überstanden hatten, konnte man ein kleines Krafttraining absolvieren. Es ist nicht schwer zu erraten, wer die Idole dieser jungen Boxer waren: Max Schmeling und Bubi Scholz. Am 31.10.1946 erlebten sie live in der Berliner Waldbühne unter 35.000 Zuschauern den letzten Kampf von Max Schmeling und dem Hamburger Richard Vogt. Seinen letzten Kampf verlor Schmeling, aber das tat der Begeisterung für den Boxsport keinen Abbruch. Viele der Zuhörer im Café konnten sich an die damalige Euphorie um das Boxen erinnern. Überhaupt war der Sport in Berlin nach dem Krieg von besonderer Bedeutung. Im *Sportpalast* fanden unendlich viele Veranstaltungen statt. Ganz vorne weg natürlich das berühmte Sechstagerrennen. Damals war das ein großes Familienereignis. wo Prominenz und einfache Leute nebeneinander feierten. All die Geschichten und persönlichen Erlebnisse auszutauschen und sich gemeinsam zu erinnern, hat großen Spaß gemacht. Den jüngeren Zuhörern hat das noch einmal einen neuen Einblick in die Nachkriegszeit jenseits der Geschichtsbücher gegeben. Alle waren schon auf die nächste Veranstaltung gespannt.

### Der Journalist Helmut Strecker

Eigentlich ist er ja kein gebürtiger Berliner. **Helmut Strecker** und seine Familie stammen ursprünglich aus Breslau, Schlesien. Erst als 7-Jähriger kam er 1940 unter abenteuerlichen Umständen nach Berlin. Im Güterzug ging es aus Schlesien Richtung Frankfurt/Oder. Aber die Reise wurde zur Nervenprobe. Der Zug fuhr eine Weile und dann stand er wieder eine halbe Stunde. Dann ging es weiter. Die Truppenverschiebungen Richtung Osten waren immer wieder der Grund für die Unterbrechungen der Zivilgüterzüge. In Berlin blieb er mit Schwester und Großmutter bis 1943.

1945 erlebte er in Dresden die Bombardierung. Erst nach dem Krieg 1946 kam er zurück nach Charlottenburg. Hier wurde er heimisch, studierte, heiratete und siedelte dann allerdings nach Köpenick über. Besonders

gerne erinnert er sich an die Zeit am Steubenplatz an der Reichsstraße nahe dem Olympiastadion. Dort öffnete täglich die für die damalige Zeit berühmte „Westendklause“. Sie galt als der Künstlertreff. Hier traf man Berliner Größen wie Joachim Ringelnatz, der gleich im Haus an der Reichsstraße wohnte. Auch Hindemith konnte man hier antreffen. Die Gebrüder Franke, die das Lokal betrieben, waren selber Berühmtheiten in der Berliner Szene. Dabei hatten sie den Ruf eher bescheiden und zurückhaltend zu sein. Der junge Helmut Strecker hat hier Bierkrüge ausgetragen und sich ein bisschen was dazu verdient.

In einem 8-minütigen Filmbeitrag der Berliner Abendschau aus dem Jahr 1964 gab es einen großartigen Einblick in die Zeit der 60er Jahre auf dem Ku'damm. Hier entstanden noch viele Gebäude, die heute im Stadtbild geläufig sind. Das *Europacenter* beispielsweise war eine einzige Baugrube und sollte eines der modernsten Gebäude Berlins in den 70er Jahren werden. Und im Hintergrund sang Hildegard Knef ihr Lied „Ich hab so Heimweh nach dem Kurfürstendamm“.

Während und nach dem Vortrag kamen bei Bewohnern und Gästen viele eigene Erinnerungen hoch. Frau Ulrich, die während der Kriegsjahre in Schulzendorf im Norden von Berlin lebte, verbrachte Stunden auf der Erde liegend im Keller. Die Familie hörte immer aufmerksam Radio und wenn der Fliegeralarm für Hannover bekannt gegeben wurde, zog die Mutter alle Kinder an und dann ging es in den Schutzkeller. Die Flieger zogen nämlich von Hannover nach Berlin. Es war eine schwere Zeit für die meisten Berliner, so spricht Frau Ulrich weiter. Aus Kartoffelschalen machte man Kartoffelpuffer und an vielen Tagen war man froh über einen trockenen Kanten Brot. Zwiebelwasser war die einzige Medizin, die man zur Verfügung hatte. Etwas, das man sich heute nur schwer vorstellen kann.

Herr Busch, ein Gast aus einer anderen Einrichtung in Spandau, erinnerte sich noch sehr lebhaft daran, dass er - eher durch einen glücklichen Zufall - Karten für eine Veranstaltung bei den Olympischen Spielen 1936 in Berlin hatte und dort voller Spannung als junger Sportler den sportlichen Höhepunkten entgegen fieberte. Die Propaganda stand nicht im Vordergrund. Jedenfalls nicht für die wahren Sportbegeisterten.



## Besuch aus USA und Kanada

Von Dorit Ebert, Zeitzeugin

Das Interview mit den amerikanischen Lehrern stand wohl zuerst nicht unter einem so guten Stern - der zweite Mitstreiter von mir, Herr Seegert, hatte ganz kurzfristig wegen Todesfalls beim Goethe-Institut absagen müssen... Ich war also allein dort. Die ca 25-30 amerikanischen Lehrer kamen aus ganz unterschiedlichen Staaten der USA, eine Teilnehmerin aus Kanada. Sie waren jeglichen Alters, von ganz jung bis - na fast ans Rentenalter, nach meiner Einschätzung.

Herr Silbermann vom Goethe-Institut war ein sehr charmanter, kompetenter Koordinator und Helfer, wenn mein English versagte. Er steuerte geschickt auch die Themen über persönliches Erleben und Gefühle hinaus in weite Bahnen (Was vielen Teilnehmer/innen sehr wichtig war). Die Fragen kamen bald immer offener und gezielter von allen Seiten. Es wurde sehr lebhaft. Dabei war die Atmosphäre außerordentlich angenehm, viele Teilnehmer gingen sehr engagiert mit. Ich hatte das Gefühl, es war ein Gewinn für sie.

Bestätigt wurde mir das im zwanglosen Abschluss, der so herzlich und emotional verlief, wie ich es noch nie bei solchen Treffen erlebt habe. Eine Teilnehmerin überreichte mir als Dank der Gruppe eine Duftkerze im Glas voller Muscheln und Meeressand, selbst in Florida gesammelt, wie sie betonte.

Zunächst kamen Fragen zu

- Kriegsende,
- Verhältnis von deutschen zu Amerikanern, als diese 1945 nach Berlin einrückten,
- unser Leben in der Zeit der Luftbrücke,
- Studium und Arbeit zwischen Ost und West,
- Verwandtenbesuche in der DDR usw.
- unsere Gefühle bei Bau und Fall der Mauer - eben die alltäglichen Probleme der Menschen hier.

Danach war eine wesentliche Frage, woher das Gefühl der Nicht-Anerkennung bzw. das *Sich-als-Menschen-zweiter-Klasse-Fühlen* der ehemaligen DDR Bürger kommt. Ich habe versucht, das aus der geschichtlichen Entwicklung in den beiden unterschiedlichen Systemen darzustellen und auf dazu immer schon unabhängig von Ost/West-Politik, auf sowieso unterschiedlich wohlhabende Teile eines Landes verwiesen, die es in jedem Staat,

auch in den USA, gibt - mit lebhafter Bestätigung.

Eine Frage war auch, wer wesentlich zum Fall der Mauer beigetragen hat, schon Kennedy und Reagan, USA oder Gorbatschow ?. Nun, das war ein weites Feld, von der Bürgerrechtsbewegung über Ungarn, Solidarnos, Glasnost usw. bis hin zum Vergleich jetzt mit Nord-Afrika und den arabischen Staaten, in welcher Weise sich so eine Entwicklung staatsübergreifend fortsetzt.

Wie schon geschrieben war die Beteiligung lebhaft. Danach versicherte mir eine jüngere Frau ihre Erschütterung über das Gehörte.

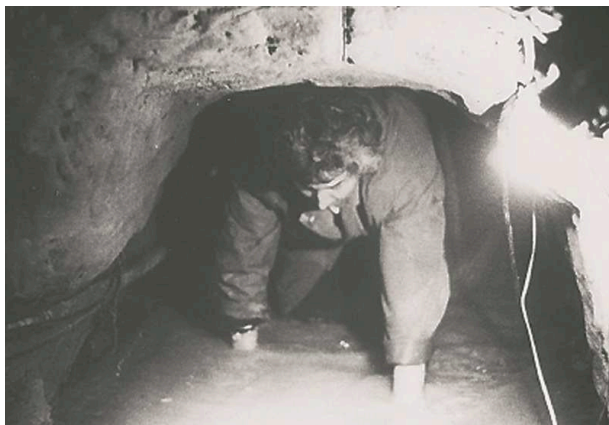
## Wir waren Freunde mit dem gleichen Ziel

Von Ulrike Freybe, Soziologin



Drei junge Männer greifen beherzt nach einem vierten, der aus einer mehrere Meter tiefen Tunnelöffnung über eine Seilwinde empor gezogen wird. Verschwommen bildet sich die Hektik des Augenblicks in einem Schwarz-Weiß-Foto ab. Es ist eines von vielen persönlichen Bildern, die **Klaus von Keusslers** Erfahrungen während seines Vortrages anschaulich machen. Vor diesem Hintergrund berichtet er von Fluchthilfe-Aktionen und Tunnelgrabungen, die er gemeinsam mit Peter Schulenburg in dem Buch „Fluchthelfer – Die Gruppe um Wolfgang Fuchs“ aufgearbeitet hat. Nachdem die Regierung der DDR im August 1961 veranlasste, die Grenzen zur Bundesrepublik Deutschland und West-Berlin zu schließen und Familien, Freunde und Arbeitskollegen durch eine Mauer voneinander zu trennen, versuchten Menschen aus Ost und West immer wieder das Bauwerk des Kalten Krieges zu überwinden – oder zu untergraben, wie im Falle von Klaus von Keussler. Als Fluchthelfer hatte er so zusammen mit anderen Helfern in den Jahren nach dem Bau der Mauer Menschen aus Ost-Berlin zur Flucht verholfen.

Mit Anfang Zwanzig kam der junge Jura-Student Klaus von Keussler kurz vor dem Bau der



Mauer im Sommer 1961 von Hamburg an die *Freie Universität* in West-Berlin. Wohnhaft in einem Wohnheim der kirchlichen Hochschule in Berlin-Zehlendorf kamen mit dem Mauerbau von Keussler und anderen Studenten auch die ersten Ideen zur Unterstützung ehemaliger Kommilitonen aus Ost-Berlin. Aus dem Bedürfnis, gegen ihre Machtlosigkeit etwas zu tun, entwickelte sich schnell der Gedanke, aktiv Widerstand zu leisten. „Wir wollten nicht nur demonstrieren“, sagt Klaus von Keussler. Zusammen mit anderen Kommilitonen beschloss er, Familienangehörigen, Freunden oder politisch Gleichgesinnten, zur Flucht nach West-Berlin zu verhelfen.

Bereits wenige Wochen nach dem Bau der Mauer kam Klaus von Keussler in Kontakt mit

dem Schauspielstudenten und Fluchthelfer Wolfgang Fuchs. Zunächst sollte er sich nur daran beteiligen, dessen Schwager die Flucht nach West-Berlin zu ermöglichen. In der Folgezeit wurde Keussler enger Vertrauter des Anführers der Fluchthelfergruppe und organisierte mit ihm mehrere Fluchtaktionen.

Beeindruckend detailreich und anschaulich erzählt Klaus von Keussler von seinen Erlebnissen und Emotionen während missglückter und erfolgreicher Fluchthilfen über Häuserdächer, durch Tunnel oder die Kanalisation. Im Gegensatz zu anderen Fluchthelfergruppen, die für ihre Einsätze Geld von den Fluchtwilligen verlangten, hätten er und die anderen Helfer vor allem idealistisch und anlassbezogen gehandelt, betont Keussler. So auch an der Bernauer Straße, wo die Gruppe um Wolfgang Fuchs gleich zwei Fluchttunnel grub.

„Man konnte aber nicht einfach an die Tür klopfen und fragen, ob man den Keller haben könnte, um einen Tunnel zu graben“, bemerkt Keussler mit einem Lächeln. So mieteten er und die Fluchthelfergruppe im Juni 1963 als Filmteam getarnt in der Bernauer Straße 97 eine stillgelegte Bäckerei samt großzügigen Kellerräumen an. Ihr Plan sah vor, einen 10 m tiefen und 145 m langen Tunnel quer zum Mauerverlauf bis zur Strelitzer Straße 54 zu graben.

Über mehrere Monate gruben sie sich mehr oder weniger kontinuierlich „gen Osten“ vor. „Es hat der gearbeitet, der konnte“, sagt Keussler und betont die Uneigennützigkeit des Tunnelbaus, der überwiegend von hilfswilligen Studenten in ihrer freien Zeit vorangetrieben wurde. Auf der Seite liegend mit Resten von Autoreifen als Knieschützer und bei nasser Kälte kämpften sie sich Stück für Stück voran. Während bereits bei einem anderen Tunnelbau am Bethaniendamm die Staatssicherheit der DDR auf die Fluchthelfer aufmerksam geworden war, wurden auch in der Bernauer Straße Vorsichtsmaßnahmen getroffen. So mussten das Kommen und Gehen der Helfer und das Verstauen von Abraum koordiniert, sowie die Kommunikation im Tunnel mit äußerster Vorsicht geregelt werden.

Als sie nach sieben Monaten, im Januar 1964, endlich die Ost-Berliner Oberfläche erreichten, mussten sie jedoch feststellen, dass sie von der eigentlichen Richtung des Tunnelverlaufs abgekommen waren und sich auf einem Kohlenhof wiederfanden. „Trotzdem konnten in

dieser Nacht durch unseren Tunnel noch drei Mädchen fliehen“, erzählt Keussler stolz. Ihre Aktion blieb dennoch nicht unentdeckt von der Stasi.

Die Fluchthelfergruppe wollte jedoch einen neuen Versuch wagen – wieder in der stillgelegten Bäckerei. „Das glauben die uns im Osten nicht, das wir es wagen, an gleicher Stelle in die gleiche Richtung zu graben“, soll Wolfgang Fuchs, der Kopf der Gruppe, gesagt haben. Bereits drei Monate nach dem ersten Versuch begann die Gruppe wieder zu graben, diesmal nur ein paar Meter tiefer als beim ersten Mal. Das Ziel war der Hinterhof in der Strelitzer Straße 55, den sie am 3. Oktober 1964 erreichten. In zwei aufeinanderfolgenden Nächten konnten insgesamt 57 Menschen fliehen – doch nicht alles lief glatt. Die Fluchthelfer gerieten in dem Hof in einen Hinterhalt bei dem es zum Schusswechsel mit NVA-Soldaten kam. Der 21jährige Soldat Egon Schultz wurde dabei von seinen eigenen Männern erschossen.

„Das hat uns unser Leben lang beschäftigt“, sagt Keussler betroffen und berichtet von den Ermittlungen gegen die Fluchthelfergruppe und der Propagandakampagne der DDR, die Egon Schultz zum „Opfer westdeutscher Agenten“ und Helden der DDR stilisierte. Im Jahr 2004 hatten Keussler und andere ehemalige Mitglieder der Fluchthelfergruppe die Einweihung einer neuen Gedenktafel an der Strelitzer Straße 55 initiiert, bei der sie Egon Schultz auch als Opfer der Berliner Mauer würdigten.

In der anschließenden lebhaften Diskussion stellte Keussler heraus, dass er und seine Mithelfer getrieben waren von jugendlicher Abenteuerlust und dem Bedürfnis, sich gegen das Unrecht zu stellen, das ihren Familienangehörigen und Freunden widerfuhr. „Es war prickelnd in einer Gruppe von Gleichgesinnten zu sein mit dem gleichen Ziel und dem Hass auf die DDR“, sagt Keussler und fügt hinzu, dass auch Angst vor Einstürzen oder Verhaftungen eine große Rolle gespielt habe. Nicht ohne Grund, da viele seiner Mithelfer, so auch Peter Schulenburg, verhaftet und inhaftiert worden waren.

Klaus von Keussler betonte am Ende der Diskussion, dass er sich auch heute noch in seiner Rolle als Zeitzeuge und „Hobbyhistoriker“ mit der Weitergabe seiner Erfahrungen und mit Aktionen wie der Einweihung der Ge-

denktafel für Egon Schultz besonders darum bemüht, einen Brückenschlag zwischen Ost und West zu schaffen. „Wir brauchen weiterhin die Reflexion über das, was der Wahrheit am nächsten kommt“, sagte er abschließend. In den kommenden Wochen wird Klaus von Keussler wieder in Berlin sein, diesmal nicht um seine Erfahrungen weiterzugeben, sondern um eines der Mädchen wiederzutreffen, dem er im Januar 1964 zu Flucht verhalf.

## Ein Lebensschicksal als Mahnung

Von Dr. Rolf Triesch, Historiker

Die ersten Erinnerungen zeigen eine ganz normale Kindheit in der Familie, mit Freunden und Verwandten, Spielen und Ausflügen an die Ostsee. Diese unbeschwerte Kindheit dauerte jedoch nur bis 1933. Hella Markowsky, geboren 1927, erzählt mit vielen Einzelheiten über ihre ersten Lebensjahre in Königsberg, dem heutigen Kaliningrad. Ihre Mutter war Deutsche, ihr Vater Jude; sie hatte drei Geschwister.



Eigentlich ist die Kindheit der Anfang eines Lebens. Frau Markowsky musste in ihrem Leben mehrere (Neu-) Anfänge bewältigen. Ihr Vater wurde 1933 entlassen, weil das Unternehmen keine Juden mehr beschäftigte; so musste die Mutter die Familie mit Näharbeiten ernähren. Hella durfte ab 1935 nicht mehr die deutsche Schule besuchen und lernte danach in einer jüdischen Schule. Ab 1942 war Juden der Schulbesuch gänzlich verboten und sie musste täglich zehn Stunden Zwangsarbeit in einer Seifenfabrik leisten. Unmittelbar nach der Pogromnacht im November 1938 hatte die Familie ihre bisherige Wohnung verloren und kam mit fünf anderen jüdischen Familien in einer Fünf-Zimmer-Wohnung unter.

Nach der Wannsee-Konferenz begannen auch in Königsberg 1942 systematische Deportationen von Juden. Hella musste mit ansehen, wie viele ihrer Verwandten und Freunde verschleppt wurden – dass sie die meisten von ihnen nie wieder sehen würde, konnte sie sich damals noch nicht vorstellen.



Der unbarmherzige Krieg und seine Folgen verschonten auch die Familie Markowsky nicht. Ihre Mutter und einer ihrer Brüder sind 1945 verhungert. Die erhoffte Befreiung vom Nazi-Regime durch die Rote Armee war jedoch für die wenigen überlebenden Königsberger Juden meist keine Erlösung. Die sowjetischen Soldaten konnten sich gar nicht vorstellen, dass Juden die Kriegszeit überhaupt überlebt hatten und hielten sie deshalb häufig für Deutsche. Der Vater wurde nach Sibirien verschleppt.

Hella und ihrer Schwester Rita gelang 1946 auf abenteuerliche Weise die Flucht, zunächst nach Litauen. Dort lernte sie ihren späteren Ehemann kennen und lebte mit ihm (und ihrer Schwester) von 1949 bis 1990 in der damaligen Sowjetrepublik Moldawien. Sie sprach weder Russisch noch Moldawisch, durfte aber auch nicht als Deutsche erkannt werden. So nahm sie den jüdischen Namen Nechama Drober an.

Ihre Heimatstadt Königsberg durfte sie erst wieder 1971 besuchen. Bei ihrem ersten Besuch in Deutschland in Thüringen und Ostberlin 1988 konnte Nechama nach mehr als 40 Jahren wieder offen deutsch sprechen.

Nach dem Zerfall der Sowjetunion wollte Frau Drober nach Deutschland übersiedeln. Die damaligen verschärften Bestimmungen haben das jedoch nicht erlaubt, so dass sie mit ihrem Mann den nächsten Neuanfang – diesmal in Israel - unternehmen musste; wiederum ohne die Landessprache zu kennen. Da ein Teil der Personenstandsunterlagen aus Königsberg verschollen war, konnte Frau Drober zunächst nicht nachweisen, dass sie eigentlich Markowsky heißt.

Mit Unterstützung von Prof. Hermann Simon vom *Centrum Judaicum* in Berlin gelang dann doch noch die Ermittlung der benötigten Dokumente, so dass sie nach langen sechs Jahren in den Besitz eines deutschen Passes gelangte.

Diese hier nur ganz kurz skizzierte, von unermesslichem Leid durchzogene Lebensgeschichte ist ausführlich in dem Buch *„Ich heiße jetzt Nechama - Mein Leben zwischen Königsberg und Israel“* niedergeschrieben. Es wurde zuerst 2007 veröffentlicht; anlässlich der kürzlich erschienenen erweiterten Neuauflage fand am 20. Juni 2012 ein Gespräch mit der

Autorin in der *Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas* statt.

„Mein Schicksal und das meiner Schwester war so hart, dass wir es nicht vergessen können. Ich will versuchen, mir alles von der Seele zu schreiben und so zu schildern, wie es wirklich war“ – heißt es im Prolog des Bandes.

Mögen diesem Buch – einer eindringlichen Mahnung gegen jegliche Verfolgung und Krieg - viele Leser beschieden sein.

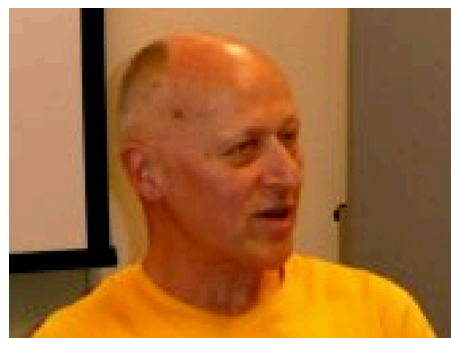
*„Ich heiße jetzt Nechama*

*Mein Leben zwischen Königsberg und Israel“*, (ISBN 978-3-942240-06-2, Stuttgart 2012; 5,- €)

## Zwei Vorstellungen und eine allgemeinere Bemerkung

Von Klaus Schwerk, Zeitzeuge

Es war ein bewegtes Leben, das uns **Dr. Wolfgang Endler** vorstellte. Inzwischen Rentner kann er rückblickend sagen, es habe sich schließlich alles zum Guten, wenn auch nicht gerade zum Besten gefügt. 1946 geboren spürt er als Kind die Unruhe des Volksaufstandes vom 17. Juni 1953 und später den Einbruch der Truppen des Warschauer Paktes in den „Frühling“ in Prag.



Die Eltern wären „unpolitisch“ gewesen, lassen aber ihren Sohn confirmieren, was in der DDR als systemkritische, wenn nicht gar oppositionell-provokative Handlung gesehen wird. Der Zugang zur Erweiterten Oberschule, Voraussetzung einer späteren akademischen Bildung, ist verbaut. So wird er Orthopädie-Mechaniker, bis er zur „Fahne“, der Nationalen Volksarmee, muss. Der Dienst mit der Waffe ist kein Problem für ihn, aber der Umgang mit ihr wird es – und das nachhaltig. Ein Freund plant einen Fluchtversuch mit Waffengewalt. Wolfgang Endler besorgt ihm eine Pistole, Jahrgang 1901, die sie – der Wehrdienst und die feinmechanische Ausbildung machen's

möglich – reaktivieren. Die Aktion platzt, er wird gefasst und zu sieben Jahren Haft verurteilt. Nach drei Jahren wird er vom Westen „freigekauft“. So öffnet sich für ihn die Möglichkeit zum Studium der Biologie. Er wäre gern Lehrer geworden, doch die Zeiten sind nicht so: der „Hamburger Erlass“, üblich als „Radikalenerlass“ bekannt, steht dem jungen Hitzkopf – Mao-Bewunderer, Sympathisant diverser K-Gruppen, schließlich Kandidat für die Alternative Liste in Hamburg – entgegen. An der TU Berlin aber kann er als Angestellter zwar nicht lehrend oder forschend, so doch in seinem Fachgebiet arbeiten. Irgendwann wächst Gras über die 68-Zeit und er bewirbt sich an der FU auf eine Stelle als Wissenschaftler. Doch es geht nicht weiter – keine Vorladung, keine Absage. Die Frist zur Bewerbung verstreicht, bis er vom Leiter des Instituts, für das er sich beworben hat, einen ausführlichen Entschuldigungsbrief erhält. Seine Bewerbung sei plötzlich, aber eben zu spät, bei ihm aufgetaucht, und alle Versuche von der Personalstelle eine Erklärung für das Verschwinden zu erhalten, seien ins Leere gelaufen. Es sei unerklärlich, wo die Unterlagen „geschlafen“ hätten, und wie sie dann „plötzlich“ wieder „aufgetaucht“ wären.

Er hat die Möglichkeit genutzt, seine Akte bei der Stasiunterlagenbehörde zu lesen und bemerkt, dass er nach dem Freikauf weiter beobachtet wurde. Seine „linke“ Periode in Hamburg wurde stasiseits als „interessant“ und er als denkbarer Kontakt notiert. Ob es zwischen dieser Fortsetzung seiner DDR-Geschichte und der verhinderten Bewerbung an der FU Berlin einen Zusammenhang gegeben haben könnte? Natürlich hat er darüber nachgedacht und allerlei spekuliert und kombiniert. Aber es gehört zu den Usancen von Geheimdiensten, dass sie die Vernebelung nach Möglichkeit nie verlassen – im Osten nicht und nirgends in der Welt. Doch im Leben eines Zeitgenossen bleiben dann Rauchzeichen – immerhin.

Und nun ein zweiter Bericht.

**Christiane Wolff**, geboren vor 87 Jahren, hat sich wörtlich aufgeschrieben, was sie beabsichtigt, uns zu erzählen. Ich sitze fast neben ihr und kann's sehen. Leider redet sie so leise und gelegentlich undeutlich, dass ich trotz Nachbarschaft Mühe habe, ihr zu folgen. Sie arbeitet nach dem Krieg im medizinischen

Umfeld – im Gesundheitsamt, im Krankenhaus und in Praxen – und heiratet 1954 ihren Mann, der Arzt ist. Ob sie weiterhin beruflich tätig war, habe ich nicht notiert, vielleicht auch nicht verstanden. Wichtig aber



für ihr „Thema“ ist die insgesamt 35-jährige Tätigkeit als ehrenamtliche Mitarbeiterin einer Initiative mit dem Namen *The Experiment of International Living*. Einem Informationsblatt, das auf den Stühlen bereitlag, entnehme ich – leider erst auf dem Heimweg – Einzelheiten über Geschichte und Gegenwart dieser Einrichtung.

Christiane Wolff erzählt von den vielfältigen Erlebnissen, wie sie z.B. eine Gruppe amerikanischer Moskau-Besucher bei der Rückkehr auf dem (damaligen) Grenzbahnhof Friedrichstraße nächtens empfangen und die Ankommenden schon im Zug erkennen wollte, dabei die „Weiße Linie“ auf dem Bahnsteig übertrat und sich von Grenzsoldaten und Volkspolizisten umringt fand. Oder wie afrikanische Schüler – sie spricht von „Studenten“ („students“ im Englischen), meint aber offenbar Schüler – sich schwer tun mit europäischen Lebensgewohnheiten und -regeln. Da steht dann der Afrikaner plötzlich im Schlafzimmer der Tochter...“ – und wie dann ihr Mann - „Das kann nur ein Mann richten“ – die Sache in Ordnung bringt. Es sind Dutzende von höchst unterschiedlichen Erlebnissen und persönlichen Erfahrungen. Und wie ein roter Faden spinnt sich das Bild einer rührend aufopferungsvollen Ehrenamtlichen durch den Bericht.

Als sie beschreibt, wie sie aus einer größeren Zahl von Bewerbern für ein Parlamentarisches Patenprogramm, also für die kostenfreie Einladung eines Schülers nach Deutschland, jene aussucht und zur weiteren Bearbeitung vorschlägt, die von deutschen Abgeordneten während ihres Aufenthalts gefördert werden sollen, wird mir fraglich, und ich spreche dies auch aus, ob dies wirklich nur von



ehrenamtlichen Mitarbeitern geleistet werden kann. Schließlich geht es hierbei ja auch um Verantwortung – dem Bewerber wie dem zu Fördernden gegenüber. Ist hier ehrenamtliche Tätigkeit, so hoch man die persönliche Bereitschaft zum Einsatz schätzen muss, nicht an ihrer Grenze und in der Gefahr, diese zu überschreiten?

Und nun noch eine allgemeinere Bemerkung sehr persönlichen Charakters am Schluss.

Bei den Vorüberlegungen zum Bericht über die zweite Vorstellung ist mir eine *Grundfrage zur Zeitzeugenschaft* in den Sinn gekommen – grundsätzlich und ebenso naheliegend wie bekannt: Zeitzeugenschaft entsteht durch die Spannung zwischen *Zeit* und *Zeugen*, wobei die *Zeit*, also die Situation, die Geschichte, die Besonderheit durch die persönliche *Betroffenheit des Berichtenden* exemplarisch erläutert wird. Der Funke der Spannung *springt von der Zeit auf den Zeugen über*. Dass das nicht von allein selbstverständlich und klar ist, wie wir vielleicht meinen, wurde mir auf dem Rückweg von jenem Halbkreis-Nachmittag am 11. September klar, als ich das englischsprachige Blatt über *The Experiment of International Living* zur Hand nahm. Während Frau Wolff ihre Lebensgeschichte als Ehrenamtliche ausbreitete, hatte ich immerfort das Gefühl: „Kennst du das nicht, von dem sie da spricht?“ Jetzt erst – leider – stellte ich fest, dass *The Experiment* mir aus unmittelbarer eigener Erfahrung bekannt war. Meine Enkeltochter war ein Jahr über sie im Ausland, und kürzlich war eine amerikanische Schülerin mehrere Monate im Rahmen des Parlamentarischen Patenschaftsprogramms bei uns im Haus zu Gast. Von den vielen, vielen Erfahrungen von der Bewerbung, dem Auswahlverfahren, den Vorbereitungsveranstaltungen, den hilfreichen und nötigen Unterstützungen vor Ort (mit allen Höhen und Tiefen) eines Programms, das auf dem langfristigen Familienaufenthalt basiert, habe ich so wenig vor lauter Ehrenamtlichkeit erfahren, dass ich dies erst auf dem Heimweg entdecken konnte. Die Gefahr eines missglückten Experiments entsteht, wenn der Funke vom *Zeugen auf die Zeit zurückschlägt*, wenn nicht die Zeit, die Situation, die Geschichte, die Besonderheit die Spannung erzeugt, sondern die persönlichen Umstände zum *Generator* (gemacht) werden. Dies mögen andere Teilnehmer am Halbkreis anders gehört haben. Dann mag es meinen etwas unsensiblen Ohren geschuldet sein.

## **„Glaube und Schönheit“ - Erinnerungsarbeit**

Von Nancy Kobert, Studentin, und  
Edith Badstübner, Zeitzeugin

*Liebe Frau Badstübner,  
auf diesem Wege möchte ich mich noch ein-  
mal ganz herzlich bei Ihnen für Ihre Mitarbeit  
als Zeitzeugin bedanken!*

*Meine Abschlussarbeit lasse ich Ihnen nun  
nebst fertiger Beurteilung auf postalischem  
Wege zukommen, da ich nicht mehr in Berlin  
wohne.*

*Ich hätte Ihnen die Arbeit sonst gerne persön-  
lich überreicht.*

*Ich hoffe sehr, dass Sie die Arbeit mit Interes-  
se verfolgen, und möchte sie Ihnen als kleines  
Geschenk hinterlassen!*

*Ich danke Ihnen sehr dafür, dass ich an Ihren  
Erinnerungen teilhaben durfte und sie im Rah-  
men meiner Abschlussarbeit verwenden konn-  
te.*

*Ich wünsche Ihnen alles Gute und verbleibe  
Mit freundlichem Gruß*

*Ihre Nancy Kobert*

Als Frau Kobert mich anrief, um von mir zu hören, was ich mit „Glaube und Schönheit“ erlebt habe, war ich sehr überrascht. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass dieses Thema für Studenten interessant sein konnte. Bei unseren Treffen zeigte sich, dass Frau Kobert sehr gut über die Hitlerjugend und besonders über das Werk „Glaube und Schönheit“ informiert war.

Vor dem Interview fragte ich Verwandte und Schulkameradinnen meiner Klasse und der Parallelklasse, ob sie Erfahrungen hatten. Natürlich hatten sie die Propaganda in Erinnerung, aber keine eigenen Erfahrungen. Auch in unserer Schulzeit war es kein Thema.

Während des Unterrichts im Heinrich-von-Kleist-Lyzeum in Berlin-Tiergarten habe ich nie eine Mitschülerin in HJ - Uniform gesehen. Der BDM wurde mit einer gewissen Verachtung als langweilig und lästig angesehen. Zwei Mädchen mit jeweils einem jüdischen Elternteil machten noch 1943 das Abitur. Der Direktor war Parteimitglied. Vielleicht hatten seine dänische Ehefrau und seine dänischen Verwandten einen guten Einfluss auf ihn.

In der Wehrmacht machten sich die Soldaten lustig über „Glaube und Schönheit“.

Als ich die Interviews der anderen Zeitzeuginnen las, zeigte sich, wieso die Hitlerjugend bei vielen Jugendlichen so beliebt war. Meine Erklärung:

Wer ein Elternhaus mit vielen Anregungen und dem nötigen Geld hatte, konnte andere Interessen verfolgen. Fast alle Mitschülerinnen bekamen privaten Musikunterricht, ich ging zweimal pro Woche zum Reitunterricht, lernte privat Italienisch. Im Sommer 1939 machte ich mit meiner Mutter eine große Italienreise. In Pompeji entschloss ich mich, Archäologie zu studieren. Andere Mädchen verbrachten ihre Ferien in den Ost- oder Nordseebädern - oder in Bad Saarow. Mit zwei Freundinnen verbrachte ich viel Zeit bei Archäologie-Vorträgen in der *Urania* und in den Theatern. Solange die Theater im Krieg noch geöffnet waren, fuhren wir jeden Sonntagmorgen mit der ersten S-Bahn zu den Theatern, um uns nach Karten anzustellen - besonders am Schillertheater und Schauspielhaus (Gründgens).

Der BDM war also völlig uninteressant mit seinen Marschliedern und seiner Propaganda. Ich kann verstehen, dass Mädchen, die im Elternhaus kaum Anregungen bekamen und im Haushalt helfen mussten, die Angebote der Hitlerjugend annahm. Erschreckend ist, dass sie durch die Wohltaten verführt wurden und Liedertexte wie „Unsere Fahne flattert uns voran“ und „Die Fahne ist mehr als der Tod“ gar nicht beachtet.

Goebbels formulierte das so: "Unsere ärmsten Volksgenossen sind die treuesten".

## Senioren, Schüler und das liebe Geld

Von Günter Böhm, Zeitzeuge (Text und Fotos)

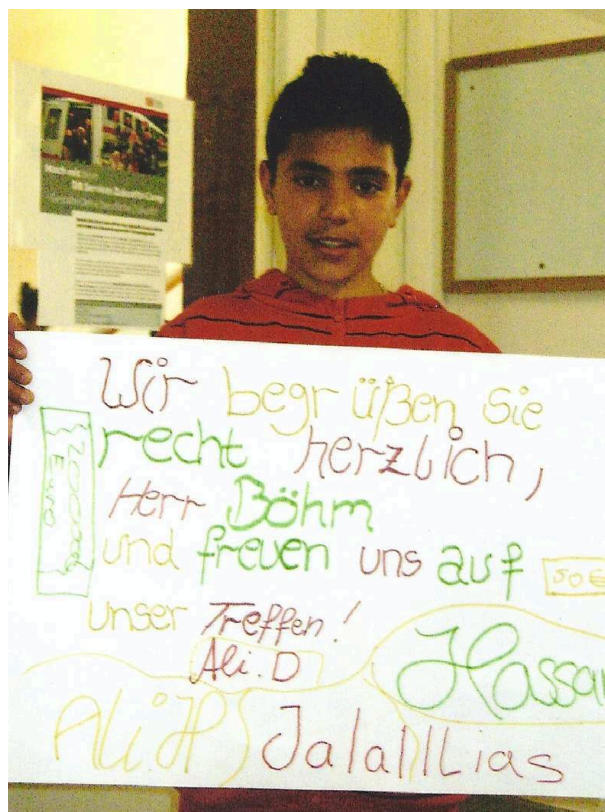
Als Senior Tauben füttern im Park? Oder den Hund „Gassie“ führen? Das wäre den Zeitzeugen-Aktiven zu wenig. Sie wollen von ihnen selbst erlebte Geschichte anderen erzählen. Wohl besonders gern jungen Menschen. Beispielsweise Schülerinnen und Schülern in Neukölln und Kreuzberg. Das organisierte der Verein „Lange Tafel“. Er will den Dialog zwischen Jugendlichen und der Großeltern-Generation fördern. Das ist nicht zuletzt ein In-

tegrationsprojekt. Denn die meisten Schülerinnen und Schüler haben einen türkisch-arabischen Migrationshintergrund.

So hießen die jungen Gesprächspartner von ca. dreißig Zeitzeugen in einer der kleinen Runden im Albert-Schweitzer-Gymnasium nahe dem Hermannplatz denn auch Onur, Mansur, Furkan, Mustafa oder Tolgahan. Manche der Schülerinnen trugen Kopftücher. Und in der Rütli-Schule in Neukölln oder dem Kreuzberger Leibniz-Gymnasium war das auch so.

Auf die Gespräche über das unerschöpfliche Thema Geld hatten sie sich lange vorbereitet. Begriffe wie Inflation oder Finanzkrise waren ihnen geläufig. Sie empfingen die Zeitzeugen mit Keksen, Kuchen und Getränken, aber auch mit einem Fragenkatalog.

Wie viel Taschengeld wir in ihrem Alter bekommen, wurde gefragt. Es schien sie zu überraschen, dass die Antwort durchaus lauten konnte: „keines“. Denn damals musste für den



Besuch von Mittelschulen oder Gymnasien Schulgeld gezahlt werden. Das fiel den Eltern oft schon schwer genug. Womit also sollten Jugendliche ihre kleinen Ausgaben bestreiten? Es gab zu besonderen Anlässen Geldgeschenke. Oder kleine Besorgungen in der Nachbarschaft brachten etwas ein. Ich wies in allen Gesprächen darauf hin, dass es in unserer Jugend breiten Kreisen der Bevölkerung

keineswegs so gut ging wie heute. Selbst der Lebensstandard von „Besserverdienenden“ lag weit unter dem jetzigen Niveau.

Die vielen technischen Geräte, wie etwa Mobiltelefone, gab es so wenig wie Geldautomaten. Manchmal glaubte ich, Mitleid über meine Steinzeit-Jugend zu spüren. Die im Durchschnitt 14-jährigen, die ich an drei Tagen kennen lernte, kamen uns Alten freundlich und neugierig entgegen.

Wer Schule - wie ich - nur noch aus Fernsehen und Zeitungen „erlebt“, den machten diese Gespräche glücklich. So fuhr ich beschwingt heim.

### In eigener Sache

**Die Weihnachtsfeier**  
**der ZeitZeugenBörse**  
**findet am Mittwoch, dem 5. Dezember,**  
**um 15 Uhr im Ratskeller**  
**des Rathauses Reinickendorf statt.**



### Gratulationen



*Wir gratulieren allen im  
Oktober geborenen Zeitzeugen*

01.10. Werner Salomon 10.10. Margit Siebner  
13.10. Helga Wille 13.10. Winfried Schweitzer  
15.10. Harri Firchau  
16.10. Hans-Joachim Grimm  
18.10. Eleonore Eckmann  
28.10. Helga Cent-Velden  
28.10. Klaus Schwerk  
28.10. Saskia von Brockdorff  
29.10. Brigitte Melchior

### Suchmeldungen

#### Zeitzeugen gesucht

**Nr. 149/12** Gesucht werden „Hausgehilfinnen“  
**Nr. 150/12** Reichsmütterschule im Wedding  
**Nr. 156/12** Tunnel in der Kiefholzstr.

***Aktuelle Informationen im Büro***

### Nachträge



*In letzter Minute*

### Gedanken zu unserer Zeitung

Was gefällt mir besonders gut?

Was wünsche ich mir noch?

Ich würde gern einen Beitrag schreiben  
zu diesem Thema „...“

Diese Personen, Freunde und/oder  
Bekante könnten sich auch für die  
ZeitZeugenBörse interessieren.

Hier die Adresse(n): ...

Weitere Vorschläge, Anregungen und/oder

Kritik bitte möglichst schriftlich

formulieren und dem

Büro zusenden. Adressen sind im Impres-  
sum zu finden)



*In letzter Minute*



## **Veranstaltungen der ZeitZeugenBörse**

### **HALBKREIS**

Dienstag, den 9. Oktober 2012 um 15.00 Uhr

#### **Verlorene Heimat**

**Elke Baars-Margeit** (Jahrgang 1941) lernte schon als kleines Kind unter Angst zu leben und darüber das eigene Schweigen auszubreiten. Es waren für sie die vielen kleinen einschneidenden Momente, die die kindliche Seele verletzten und lebenslang nicht vernarben konnten. In Wohlstand in Posen geboren, begannen im Februar 1945 die Jahre der Verluste der Heimat und der Lebensgrundlage. Unter Zwang vertrieben von einem Ort zum anderen und ungeliebt. Das wurde die „Normalität“ im Alltag.

Im zweiten Teil der Veranstaltung sind Berichte von Zeitzeugen und Zeitzeuginnen willkommen, die über Ihre Begegnungen in Schulen und Interviews mit Journalisten oder Projektleitern berichten wollen. Vorankündigungen hierzu nimmt das Büro gern entgegen!

### **Ankündigung**

Mittwoch, den 31. Oktober 2012 um 15.00 Uhr

#### **Chronik meiner Vatersuche und Berichte zum Lager OHIO in Burgdorf bei Hannover**

**Harald Scherdin-Wendlandt**, der in Burgdorf aufgewachsen ist, wird über das Schicksal ehemaliger Zwangsarbeiter berichten. Sein Vater war als ein Zwangsarbeiter aus der Ukraine Insasse von Ohio [Lager für Displaced Persons (verschleppte Menschen)] 1945 bis 1950. Der Referent wird über das Thema „Zwangsarbeit“ generell berichten, möglicherweise zusammen mit dem Historiker Ralf Gräfenstein und dem Filmemacher Karsten Herold, sowie mit seiner Frau, Bettina Wendlandt, ohne die er seinen Vater vielleicht gar nicht gefunden hätte



Moderation Eva Geffers

Veranstaltungsort: Landeszentrale für politische Bildungsarbeit  
10787 Berlin, An der Urania 4-10 (Seminarraum)

Ecke Kurfürstenstraße, Verkehrsverbindungen U1, U2, U3 Wittenbergplatz/Nollendorfplatz  
Bus 100, M29, 187 - Haltestelle Schillstraße - Bus 106, M19, M46 - Haltestelle An der Urania

### **Impressum**

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P.: Eva Geffers; Redaktion: Eva Geffers, Lektorat und Layout: Dr. Klaus Riemer  
ZeitZeugenBörse e.V. Ackerstr. 13, 10115 Berlin, ☎ 030 – 44046378, ☒ 030 – 44046379  
Mail: [info@zeitzeugenboerse.de](mailto:info@zeitzeugenboerse.de) - [www.zeitzeugenboerse.de](http://www.zeitzeugenboerse.de) - Büro: Mo, Mi, Fr 10 -13 Uhr  
Druck: Typowerkstatt Bodoni-Museum, Krausnickstraße 6, 10115 Berlin  
☎ 030-2825137/28387569, ☒ 030-28387568 Mail: [info@bodoni.org](mailto:info@bodoni.org)

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe

Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten.

Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.  
Wer den *ZeitZeugenBrief* statt per Post per E-Mail erhalten will, schickt uns bitte eine E-Mail!

**Über Spenden freuen wir uns sehr:**

**Bank für Sozialwirtschaft BLZ 10020500, Kontonummer 3340701**